

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER



Pankaj Mishra

*Freundliche Fanatiker*

Über das ideologische Nachleben  
des Imperialismus

Aus dem Englischen von  
Laura Su Bischoff und Michael Bischoff

S. FISCHER

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt. Weitere Informationen finden Sie unter: [www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)



Deutsche Erstausgabe

Erschienen bei S. FISCHER

Die englische Originalausgabe

erschien 2020 unter dem Titel

»Bland Fanatics. Liberals, Race, and Empire«

bei Verso Books, London

© 2020 by Pankaj Mishra

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2021 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,

D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-10-397077-7

# Inhalt

**Einleitung** 7

**1 Achtet auf diesen Mann**

Über Niall Ferguson und den Neoimperialismus 26

**2 Die Kultur der Angst**

Über Islamophobie 46

**3 Die Religion des Weißseins**

Wie man des Ersten Weltkriegs gedenkt 63

**4 Das Persönliche als das Politische**

Über Salman Rushdie 82

**5 Der Mann der Vierzehn Punkte**

Woodrow Wilson und die Geburt  
des liberalen Internationalismus 95

**6 Freundliche Fanatiker**

Über Liberalismus und Kolonialismus 113

**7 Das Zeitalter der Krise des Menschen**

Eine amerikanische Krankheit 132

- 8 **Freie Märkte und Sozialdarwinismus in Mumbai**  
Über Katherine Boo 147
- 9 **Die Verlockungen faschistischer Mystik**  
Über Jordan Peterson 156
- 10 **Was groß an uns ist**  
Über die Rettung des Liberalismus 165
- 11 **Warum mögen Weiße, was ich schreibe?**  
Über Ta-Nehisi Coates 181
- 12 **Die Maske, die sie aufsetzt**  
Über Menschenrechte und Neoliberalismus 203
- 13 **Die endgültige Religion**  
Über Alexander Herzen und den Liberalismus 222
- 14 **Stümperhafte Kumpel**  
Über britische Eliten und den Brexit 231
- 15 **Der *Economist* und der Liberalismus** 237
- 16 **Englands letztes Brüllen** 254
- 17 **Wankende Staaten**  
Über Angloamerika 269
- Zur Literatur** 296
- Register** 298

[1]

## Achtet auf diesen Mann

*Über Niall Ferguson und den Neoimperialismus*

»Die Zivilisation geht in die Brüche«, erklärt der Millionär und Yale-Absolvent Tom Buchanan recht unvermittelt seinem Gegenüber Nick Carraway in *Der große Gatsby*: »Was das anlangt, bin ich ein furchtbarer Pessimist geworden. Hast du ›Der Aufstieg der farbigen Völker‹ gelesen – von diesem Goddard? (...) wenn wir uns nicht vorsehen, wird die weiße Rasse weggefegt.« – »Tom zieht es in letzter Zeit in die Tiefe«, bemerkt seine Frau Daisy. Buchanan fährt fort: »Und dieser Kerl hat die Lösung gefunden. Wir, die herrschende Rasse, müssen auf der Hut sein, sonst übernehmen die anderen Rassen die Herrschaft.« – »Zermalmen müssen wir sie«, flüstert Daisy mit einem Augenzwinkern in Richtung Nick. Doch Buchanan lässt sich nicht aufhalten: »Und wir haben all die Dinge geschaffen, aus denen die Zivilisation besteht – zum Beispiel Wissenschaft und Kunst und all das. Versteht ihr?«

»Es hatte etwas Mitleiderregendes, wie er sich konzentrierte«, bemerkt der Erzähler Carraway, »als würde ihm die eigene Selbstgefälligkeit neuerdings nicht mehr genügen.« Die früh im Roman angesiedelte Szene hilft dem Leser, Buchanan als einen Langweiler zu identifizieren – und als einen ungebildeten Tölpel. Sie verweist auch auf eine wachsende Panik in der anglophilen herrschenden Klasse der Vereinigten Staaten von Amerika.

Voller Argwohn gegenüber Jay Gatz, dem Selfmademan mit gefälschtem Oxbridge-Stammbaum, schaut Buchanan nervös auf andere Emporkömmlinge, die aus dem Nichts auftauchen und die Herrenrasse herausfordern.

Scott Fitzgeralds Goddard basiert zumindest teilweise auf Theodore Lothrop Stoddard, dem Autor des Bestsellers *The Rising Tide of Color Against White World Supremacy* (1920). Stoddards Ruhm war ein Zeichen seiner Zeit, des überhitzten rassistischen Klimas des frühen 20. Jahrhunderts, als die »Gelbe Gefahr« real erschien, der Ku-Klux-Klan auf die Bühne zurückkehrte und Theodore Roosevelt sich öffentlich Sorgen wegen eines möglichen »Rassenselbstmords« machte. Zur Begründung seines Widerwillens gegen eine Verwicklung der USA in den Krieg in Europa erklärte Woodrow Wilson 1917 gegenüber seinem Außenminister, »die weiße Zivilisation und ihre Herrschaft über die Welt beruhe weitgehend auf unserer Fähigkeit, unser Land intakt zu halten«.

Hysterische Ängste hinsichtlich der »weißen Zivilisation« ergriffen die USA, als die Selbstverstümmelung Europas im Ersten Weltkrieg unterdrückte Völker von Ägypten bis nach China zu politischer Selbstbehauptung ermutigte. Anders als andere bekannte Rassisten, die den Unterschied zwischen nordischen und lateinischen Völkern in den Vordergrund stellten, schlug Stoddard eine klare Teilung der Welt in weiße und farbige Rassen vor. Er setzte schon früh auf Islamophobie und behauptete in *The New World of Islam*, die Muslime stellten eine finstere Gefahr für einen hoffnungslos zersplitterten und verwirrten Westen dar. Wie zahlreiche angesehene Eugeniker seiner Zeit fand Stoddard später an den Nazis vieles, das ihm gut gefiel, weshalb er denn auch zu denen gehörte, die nach der Aufdeckung der Naziverbrechen 1945 rasch in der Versenkung verschwanden.

Das Banner der weißen Vorherrschaft wird seither im postimperialen Europa nur noch mit Vorsicht geschwenkt und nur sehr selten von Politikern und Autoren des Mainstreams. In den Ver-

einigten Staaten wurden Rassenängste entweder in pseudowissenschaftlichen Traktaten über die Minderwertigkeit bestimmter Rassen wie *The Bell Curve* oder in unheilverkündenden Großtheorien wie Samuel Huntingtons »Kampf der Kulturen« geschürt. Es kann daher kaum überraschen, dass Huntington sich in seinem letzten Buch Sorgen macht, die Einwanderung aus Lateinamerika werde die nationale Identität der USA zerstören, die offensichtlich eine Hervorbringung der »angloprotestantischen Kultur« sei. Da die Macht sich erkennbar Richtung Osten verschiebt, sucht man nach einem Gegenmittel gegen die Bestürzung über den Verlust an Macht und Einfluss und rührt in regelmäßigen Abständen die Werbetrommel für die »transatlantische Allianz« – wie etwa in Philip Bobbitts *Terror and Consent*. In einer begeisterten Besprechung schrieb Niall Ferguson, das Buch werde gewiss »mit Vergnügen von Männern eines bestimmten Alters, einer bestimmten Schicht und einer bestimmten Bildung von der Upper East Side Manhattans bis hin zum Londoner West End gelesen werden«.

Ferguson ist selbst eine Neuauflage des *homo atlanticus*. In einem Vorwort zur britischen Ausgabe von *Civilisation: The West and the Rest* schreibt er, er habe sich in den frühen 2000er Jahren weg von einer langweiligen Oxbridge-Karriere in die Vereinigten Staaten locken lassen, »wo wirklich die Macht und das Geld waren«. Der Autor zweier früherer Bücher über das Bankwesen des 19. Jahrhunderts wurde einem breiteren Publikum bekannt durch *Der falsche Krieg*, eine Streitschrift mit zahllosen wissenschaftlichen Referenzen, die den Briten die Schuld am Ausbruch des Ersten Weltkriegs gibt. Nach Ferguson war Preußen nicht die Bedrohung, die das von den Liberalen geführte Kabinett in London in ihm sah. Diese Fehleinschätzung habe nicht nur nach 1919 einen weiteren Krieg unvermeidlich werden lassen und die Schaffung einer unausweichlich von Deutschland dominierten Europäischen Union in die letzten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts verschoben, sondern auch auf tragische und

fatale Weise den Zugriff Großbritanniens auf seine Überseebesitzungen geschwächt.

Diese wehmütige Vision eines Empire, über dem die Sonne niemals hätte untergehen müssen, besaß einen leicht erkennbaren Mangel. Sie unterschätzte grob – und ignorierte tatsächlich sogar vollkommen – die wachsende Stärke der antikolonialen Bewegungen in ganz Asien, die ihrerseits, vollkommen unabhängig vom sonstigen Geschehen in Europa, die ohnehin schwindende Fähigkeit Großbritanniens, seine riesigen Überseegebiete zu verwalten, unterminiert hätten. Damals jedoch wirkte *Der falsche Krieg* jugenhaft und gewinnend revisionistisch und begründete Fergusons Ruf. Man hielt ihn für »provokativ« und amüsant – beides Dinge, die sich in der intellektuellen Kultur Großbritanniens höherer Wertschätzung zu erfreuen scheinen als in irgendeiner anderen.

Im Rückblick betrachtet kündigten die in *Der falsche Krieg* zu lesenden, an Stoddard erinnernden Klagen über die unnötige Entmannung der angelsächsischen Macht ein Thema an, das immer deutlicher hervortrat, als Ferguson seine Expertise als Wirtschaftshistoriker beiseitelegte und zu einem Prediger des Empire wurde, der nebenher auch Historiker war. Schon in *Politik ohne Macht*, das wenige Monate vor den Anschlägen vom 11. September 2001 erschien, hatte er gefordert, die USA sollten »einen größeren Teil ihrer gewaltigen Ressourcen dafür einsetzen, die Welt für Kapitalismus und Demokratie sicher zu machen« – wenn nötig mit militärischer Gewalt. Im April 2003, wenige Wochen nach dem Beginn des *Shock-and-Awe*-Feldzugs im Irak, schrieb er im *New York Times Magazine*: »Um es in aller Deutlichkeit zu sagen: Ich bin ein Vollmitglied der neoimperialistischen Bande.«

Fergusons nächstes Buch – *Empire: How Britain Made the Modern World* – erschien in den USA mit einem etwas didaktischeren Untertitel: »Aufstieg und Niedergang der britischen Weltordnung und die Lehren für die Weltmacht«. Der Ausdruck

»Empire« löste in den USA immer noch ein gewisses Unbehagen aus, da deren eigene nationale Mythen in einem frühen, kurzlebigen und selektiven Antiimperialismus gründeten. Ein verärgertes Ferguson – »die Vereinigten Staaten«, rief er aus, »sind, kurz gesagt, ein Imperium, das seinen Namen nicht auszusprechen wagt« – machte sich daran, das Wort von dem Misskredit zu befreien, in das es durch *political correctness* offenbar geraten war. Das britische Empire des 19. Jahrhunderts »war unzweifelhaft ein Pionier des Freihandels, der freien Bewegung des Kapitals und mit der Abschaffung der Sklaverei auch der freien Arbeitskraft. Es investierte gewaltige Summen in die Entwicklung eines modernen weltweiten Kommunikationsnetzes. Es sorgte in riesigen Gebieten für die Verbreitung und Stärkung der Rechtsstaatlichkeit (...). Ohne die Ausbreitung britischer Herrschaft in aller Welt«, so fuhr er mit einem typischen kontraktischen Manöver fort, besäßen kolonisierte Völker wie die Inder nicht das, was inzwischen zu ihren wertvollsten Ideen und Institutionen gehöre: parlamentarische Demokratie, individuelle Freiheit und die englische Sprache.

Die Vereinigten Staaten, argumentierte Ferguson, sollten nun dem Beispiel Großbritanniens folgen, wobei er allerdings zu fragen vergaß, warum denn die USA die moderne Welt erst noch erschaffen mussten, wenn doch Großbritannien bereits so gute Arbeit geleistet hatte. Er pflichtete dem Neokonservativen Max Boot bei, dass die USA in ganz Asien »die aufgeklärte ausländische Verwaltung« wiederherstellen sollten, »die einst selbstbewusste Engländer in Reithosen und Tropenhelm bereitgestellt« hätten. Es gelte, »rasch damit zu beginnen, amerikanische Studenten an den führenden Universitäten zu bewegen, ernsthafter über berufliche Karrieren im Ausland nachzudenken«.

Die von Ferguson vorgeschlagene »Anglobalisierung« der Welt war kaum mehr als eine aufgefrischte Version der US-amerikanischen »Modernisierungstheorie«, die ursprünglich während des Kalten Kriegs als Alternative zum Kommunismus

vorgeschlagen worden war und nun eine Verbindung mit einer revolutionären Gewalt einging, für die man einst die kommunistischen Regime gescholten hatte. Ihre Lektüre im Jahr 2011 lässt allenfalls melancholische Gefühle aufkommen. Im ersten aufgeregten Jahr des weltweiten »Kriegs gegen den Terror« lösten jedoch leichte Siege über die bunt zusammengewürfelte Truppe der Taliban in einem breiten ideologischen Spektrum des angloamerikanischen Raumes megalomane Phantasien über »den Rest der Welt« aus. Dieses Spektrum reichte von Ann Coulter, die forderte, wir sollten »ihre Länder erobern, ihre Anführer töten und sie zum Christentum bekehren«, bis hin zu Michael Ignatieffs salbungsvollem »Empire-Lite« und dem von Robert Cooper, einem der windigen Gurus Tony Blairs, propagierten »liberalen Imperialismus«. Der »islamische Faschismus« sei ebenso böse wie der Nationalsozialismus und Saddam Hussein ein zweiter Hitler, ein über Generationen wählender Kampf drohte, und die Anrufung Winston Churchills – nach Ferguson der »größte aller Angloamerikaner«, an dessen entschlossene Verteidigung der englischsprachigen Völker in Bushs Weißem Haus eine Büste erinnerte – schien allenthalben an der Ostküste für eine straffere Haltung zu sorgen.

Wenn die Rezeption eines Autors in einen günstigen politischen Kontext fällt, kann das für ihn den Durchbruch bedeuten. Das gilt in besonderem Maße für Ferguson, dessen Bücher weniger wegen ihrer originellen wissenschaftlichen Beiträge als wegen einiger ihrer provokanten kontrafaktischen Behauptungen bekannt sind. In Großbritannien wurde sein Getöse um die Bürde des weißen Mannes von akademischen Historikern zwar weitgehend ignoriert. Er profitierte jedoch von einem allgemeinen Rechtsruck im politischen und kulturellen Diskurs, der Apostel der öffentlichen Meinung wie Andrew Marr veranlasste, Ferguson mit Hochachtung zu behandeln. Seine Apotheose erlebte er jedoch in den USA, wo er – gestützt von seinem Oxbridge-Pres-

tige und, wichtiger noch, von einer erfolgreichen TV-Serie – für viele aufstrebende Römer ein weiser griechischer Berater wurde. Er brauchte keine lange Zeit vertretenen Prinzipien zu widerrufen, um zum Harvard-Professor, zum Prime-Time-Experten bei CNN und Fox und zum Gast auf hochkarätigen Selbstdarstellungsveranstaltungen in Davos und Aspen aufzusteigen. Er wurde schnell und reibungslos zum auffälligsten Flüchtling aus dem postimperialen Großbritannien, der dem Washingtoner (und New Yorker) Konsens seinen Beifall zollte.

Für einen Leser aus jener Welt, welche die Briten angeblich erschaffen hatten, gehörte *Empire* unverkennbar in die Tradition dessen, was der chinesische Denker Tang Tiaoding 1903 unverblümt als »von Weißen verfasste Geschichte« beschrieb. Swami Vivekananda, der berühmteste indische Denker des 19. Jahrhunderts, brachte die weitverbreitete moralische Missbilligung der von Ferguson gefeierten tropenbehelmtten Missionare der westlichen Zivilisation zum Ausdruck:

Vergiftet vom berausenden Wein neugewonnener Macht, furchterregend wie wilde Tiere, die den Unterschied zwischen Gut und Böse nicht kennen, Sklaven der Frauen, von ihren Begierden übermannt, von Kopf bis Fuß in Alkohol getränkt, ohne jegliche rituellen Verhaltensnormen, unrein (...), von materiellen Dingen abhängig, mit allen Mitteln nach Grund und Vermögen anderer Menschen greifend (...), der Körper ihr alleiniges Ich, nur auf die Befriedigung ihrer Begierden bedacht – das ist das Bild des westlichen Dämons in indischen Augen.

Schon 1877, Jahrzehnte bevor antikolonialistische Führer und Intellektuelle in ganz Asien und Afrika eine systematische politische Kritik am Kolonialismus entwickelten, attackierte der reisende Muslimaktivist Dschamal al-Din al-Afghani den »Fallstrick der Doppelzüngigkeit« in britischen Darstellungen Indiens. Die Briten hätten nur deshalb gewaltige Summen in den Aufbau eines weltweiten Kommunikationsnetzes gesteckt, so

schrieb al-Afghani, »um unsere Reichtümer abziehen zu können sowie den Handel für die Bewohner der Britischen Inseln zu erleichtern und die Sphäre ihres Reichtums zu erweitern«. Zwei Generationen westlicher Historiker bestätigten im Kern die frühen asiatischen und afrikanischen Thesen, wonach der »Freihandel«, ob nun wie in China durch Kanonenboote oder wie in Indien durch schlichte Besetzung erzwungen, verheerende Auswirkungen hatte. Die indische Unabhängigkeitserklärung von 1930 fasste die vielgestaltigen Schäden zusammen, die einem breiten Streifen unterjochter Länder, von der osmanischen Türkei und Ägypten bis hin nach Java, zugefügt worden waren:

Dörfliche Wirtschaftszweige wie das Handspinnen sind zerstört worden (...), und anders als in anderen Ländern ist nichts an die Stelle dieser vernichteten Handwerkszweige getreten. Zölle und Währung werden in der Weise manipuliert, dass sie den Bauern nur noch größere Lasten aufbürden. Britische Industrieerzeugnisse bilden den größten Teil unserer Importe. Die Zollbestimmungen sind auf den Nutzen britischer Erzeuger ausgerichtet, und die Einnahmen daraus werden nicht dazu verwendet, die Last der Massen zu erleichtern, sondern eine äußerst verschwendungssüchtige Verwaltung zu finanzieren. Noch ungerechter ist die Manipulation des Wechselkurses, die dazu führt, dass viele Millionen aus dem Land abfließen (...). Jegliches administrative Talent wird erstickt, und die Massen müssen sich mit niederen Stellungen als Dorfbeamte und Schreiber begnügen (...). Das Bildungssystem hat uns aus unserer Verankerung gerissen.

Ferguson ignorierte die noch schlimmeren Verbrechen des Imperialismus nicht völlig: den Sklavenhandel, die Behandlung der australischen Aborigines oder die Hungersnöte, die mehrere zehn Millionen Menschen in ganz Asien dahinrafften. Er bot jedoch eine robuste Verteidigung der britischen Motive, die offensichtlich gleichermaßen humanitärer und ökonomischer Natur gewesen seien. Millionen asiatischer Vertragsarbeiter in ferne

Kolonien zu transportieren (Inder auf die Malaiische Halbinsel, Chinesen nach Trinidad) sei schrecklich gewesen, doch »wir können nicht so tun, als hätte diese Mobilisierung billiger und wahrscheinlich sonst beschäftigungsloser Arbeitskräfte für Gummipflanzungen und Goldminen keine wirtschaftliche Bedeutung besessen«. Und er stellte die »modische« Behauptung in Frage, die Briten hätten »nichts zur Linderung der durch Dürre verursachten Hungersnöte dieser Zeit getan«. Jedenfalls, »wann immer die Briten sich despotisch verhielten, kam fast jedes Mal aus der britischen Gesellschaft heraus eine liberale Kritik an diesem Verhalten«. Er klingt wie die Europäer, die V.S. Naipaul – Enkel solch eines Vertragsarbeiters – in seinem Buch *An der Biegung des großen Flusses* beschreibt und von denen es dort heißt: Sie »wollten Gold und Sklaven, wie alle anderen auch; aber zugleich wollten sie sich als Wohltäter der Sklaven ein Denkmal setzen«.

Fergusons nächstes Buch, *Das verleugnete Imperium. Chancen und Risiken amerikanischer Macht*, eine selektive Geschichte imperialistischer US-amerikanischer Interventionen, zeigt den Autor zunehmend besorgt über die Fähigkeiten des US-amerikanischen Imperiums statt über dessen Legitimität. Er war überzeugt, dass man in den USA soziale Sicherungssysteme wie Medicare und Medicaid drastisch kürzen müsse, um im Ausland weitere Außenposten für Amerikaner in Reithosen bauen zu können. Doch wie sich zeigte, strömten die Amerikaner nicht eilends zu Abercrombie & Fitch, um sich mit tropentauglicher Kleidung einzudecken. Zwar bemühten sich einige eifrige junge Republikaner in der Bagdader Green Zone nach Kräften, den irakischen Staat zu zerlegen, doch das machte auf Ferguson keinen Eindruck: »Die besten und klügsten Köpfe Amerikas wollen nicht Mesopotamien regieren, sondern MTV managen; sie wollen nicht über Hedschas herrschen, sondern Hedgefonds verwalten.«

»Illegale Einwanderer, Arbeitslose und verurteilte Straftäter«,

so meinte Ferguson, »sollten ein ausreichendes Reservoir für größere amerikanische Streitkräfte darstellen.« Doch 2006, im schlimmsten Jahr des antiamerikanischen Aufstands, war Ferguson überzeugt, dass die USA der »arbeitsintensiven« Aufgabe, den Irak besetzt zu halten und zu regieren, nicht gewachsen waren. Mit Worten, die an Gibbon erinnerten, nannte er den Lesern von *Vanity Fair* diverse Vorzeichen für den Verfall und Untergang der westlichen Zivilisation. Dazu zählten die Abhängigkeit der USA von »asiatischen Zentralbanken und Finanzministerien im Nahen und Mittleren Osten«; der Feminismus, der schuld am demographischen Niedergang Europas sei; und die Tatsache, dass »Mädchen nicht mehr mit Puppen spielen; sie sind nun selbst die Puppen, gekleidet nach dem Diktat der Modebranche«. Die Amerikaner seien übergewichtig, während die Europäer, die dem Christentum und dem Kriegswesen den Rücken gekehrt hätten und den Sozialstaat ausnutzten, degenerierte Faulenzer seien: »Endloses Gaming, Chatten und Chillen mit ihren iPods – die nächste Generation hat schon jetzt ein dürftigeres Verhältnis zur ›westlichen Zivilisation‹, als es den meisten Eltern lieb ist.«

So wirkte es denn auch nicht allzu abrupt, als Ferguson Ende 2006 seine transatlantischen Überzeugungen aufgab und seinen intellektuellen Glauben wie auch seine Energie stattdessen auf »Chimerika« richtete, eine in seinen Augen notwendige und sinnvolle Allianz zwischen China und den USA, eine veritable G2. Bei all seinen Vorstößen in eine »provokante« Geschichte des Empire hatte sich Ferguson doch seinen guten Ruf als Wirtschaftshistoriker bewahrt. »Die drohende Finanzkrise Amerikas ist so gewaltig«, hatte er schon 2004 geschrieben, »dass man versucht ist, von einer finanzwirtschaftlichen Entsprechung des perfekten Sturms – oder eines perfekten Erdbebens – zu sprechen.« Nun jedoch, überwältigt vom »Aufstieg Chinas«, schienen ihm »die beiden Hälften Chimerikas« auf wunderbare Weise »komplementär« zu sein: